

Aus meiner Feder

Sobald eine Welle über die zahllosen Muscheln hinwegspülte, schlugen diese aneinander und erzeugten einen Klang, wie den eines zitterigen Windspiels – oder zerberstendes Glas. Seine Fußsohlen schmerzten, denn Bruchstücke von Muscheln bohrten sich in seine Haut. Er ging immerzu weiter, sogar als nur noch ebener Sand den Meeresboden bedeckte und das Wasser ihm bis zur Brust reichte. Die Wellen waren so hoch, dass sie Schatten warfen unter dem gleißenden Sommerhimmel und der ungnädigen Sonne. Sie schlugen hart gegen seinen Körper, der trotz der finsternen Vergangenheit und den fast fünfundachtzig Jahren noch immer eine Spur von seiner einstigen Stärke trug.

Er versuchte zu schwimmen, es mochte ihm aber nicht mehr gelingen, und die Wellen rissen immer wieder seine Füße vom sicheren Grund.

Die Zeit verging, ohne dass es ihm richtig bewusst war. Im Salzwasser fühlte er sich leicht. Und der Triumph, dass er es geschafft hatte, aus seiner Wohnung zu kommen, in der er alle Tage verbrachte und dem Summen der Klimaanlage lauschte, ließ ihn hin und wieder lächeln. Ganz wenig, nur für sich. Winzige Fische stießen gegen seine Beine. Er fragte sich, ob sie ihn fressen wollten. Aber er war sich nicht sicher, ob Fische Zähne hatten. Er selbst hatte keine mehr. Jedenfalls keine eigenen.

Der feurige Sonnenuntergang verlor sich in den dicken Wolken, die sich am Horizont türmten:

schlechtes Wetter in Europa. Die Dunkelheit brach plötzlich herein, wie der September angebrochen war. Zarte Streifen von Violett schimmerten als Überbleibsel des Tageslichts im tiefdunklen Blau. Er kämpfte sich durch das Wasser zurück zum Ufer, denn die Strömung zog nach Westen und Nachtwind kam auf, bewegte Palmwedel und brachte den staubig-warmen Geruch mit, der sich bald darauf mit der salzigen Meeresluft vermischte.

Er fand die Bücher durchnässt vor, das Papier durchscheinend, von einer weitreichenden Welle überrascht. Er war erleichtert über die Ausrede, die Geburtstagsgeschenke vom letzten Jahr nicht lesen zu müssen. Die Fernsehserie, die er an diesem Abend erstmals verpasst hatte, war genug an Unterhaltung.

Er ging langsam zum Parkplatz zurück, wobei er ständig im Sand versank, warf einen Blick auf das schwarze Meer zurück und vor seinen Augen tauchte das letzte Bild auf, das ihm von seiner Mutter geblieben war: Damals in Polen, wie sie aus dem Zug gedrängt wurde, geschoben von der Menge, die tagelang in den Viehwaggon gepfercht gewesen war. Sein kleiner Bruder war verdurstet. Die Füße seiner Mutter waren voller dunklem Blut und trotz des Lippenstifts, den sie sich auf die Wangen geschmiert hatte, war sie schrecklich blass. Ihr weißes Gesicht brannte sich hell in seine Netzhaut und wurde schließlich von den Wellen verschluckt. Ihm war kalt trotz der unerträglichen Hitze.

Beim Nachhausefahren kam er in einen Stau. Er war müde und stellte das Radio lauter. Die Gespräche in Washington hatten begonnen . . . Seine Frau, Gott hab sie selig, war immer überzeugt gewesen, sie würde den Frieden zwischen den Palästinensern und Israelis noch erleben. Sie war ein sehr fröhlicher Mensch gewesen. Mit rotblonden Locken und klugen dunklen Augen. Auch später, als ihre Locken weiß waren und die Augen nachdenklicher wurden, hatte sie nicht aufgehört zu leben. Sie hatte ihn gezwungen, Ausflüge mit ihr zu machen und ins Kino zu gehen. Aber jetzt war sie tot. Er saß zu Hause und fütterte die fette alte Katze. Fast alle waren tot. Nur er nicht. Und die Katze nicht. (Seine Kinder und Enkel zählte er nie mit.) Manchmal schämte er sich dafür, noch am Leben zu sein.

Die Mondsichel sah aus wie das Weiße von einem Daumen Nagel. Ein breites Lächeln, wenn man den Kopf drehte. Er dachte an den ungewöhnlich großen, bronzefarbenen Vollmond, den er vor fast zwei Wochen durch das Autofenster bei der Rückfahrt von einem Arztbesuch beobachtet hatte. Er hatte sich vorgestellt, es wäre die Farbe der Locken seiner Frau.

Die Hochhäuser der Stadt verdeckten den Mond bald, aber es schien ihn nicht zu kümmern. Ihn kümmerte diese Welt nicht im Geringsten – nicht die Einsamkeit in ihrer Fülle und auch nicht der Krieg. Für den Mond blieb alles immer gleich.

MAYA RINDERER

Maya Rinder (14 Jahre alt, Schülerin des BG Dornbirn) hat bereits einen Roman geschrieben, der im Frühjahr 2011 beim Bucher-Verlag erschienen wird.

Der vorliegende Text befasst sich mit einem zentralen Thema ihrer Arbeit, mit dem Holocaust.

Erschienen in: „Neue am Sonntag“, 19. September 2010.